

# Die Problematik der neutestamentlichen Wundergeschichten\*

## *Form und Verbreitung von Wundergeschichten*

Wer die Wundergeschichten des Neuen Testaments verstehen und verständlich machen will, muß sie zunächst als Phänomen *ihrer Zeit* ansehen, einer Zeit, die nicht mehr die unsrige ist. Tut man dies, so stellt man zunächst fest, daß Wundergeschichten der antiken Welt überhaupt ganz vertraut sind und daß Wundertäter eine gewöhnliche Erscheinung waren.

Schon das Alte Testament enthält bekanntlich eine ganze Anzahl von Wunderberichten, z.B. vom Auszug aus Ägypten und von der Wüstenwanderung (2. Mose 11–17: Durchzug durch das Rote Meer; Wasser aus dem Felsen; Brot vom Himmel usw.), vom Einzug in das ›Gelobte Land‹ (Josua 1–10: Durchzug durch den Jordan; die Mauern Jerichos usw.), Bileams sprechende Eselin (4. Mose 22) und vor allem die Erzählungen von der wunderbaren Wirksamkeit der Propheten Elia und Elisa (1. Kön. 17–2. Kön. 8).

Auch das nachbiblische Judentum berichtet von bestimmten Rabbinen, den ›Wunderrabbis‹, zu allen Zeiten wundersame Taten. Man beachte z.B. die folgende Geschichte von einer wunderbaren Sturmstillung aus dem Jerusalemer Talmud (j. Ber. IX 1):

In einem heidnischen Schiff, das auf dem Mittelmeer eine Seereise machte, befand sich ein jüdisches Kind. Als ein großer Sturm im Meer aufkam, standen alle auf, und jeder einzelne begann, seinen Götzen mit der Hand emporzuheben und anzurufen. Aber ohne Erfolg. Als sie sahen, daß sie keinen Erfolg hatten, sagten sie zu jenem Juden: Kind, stehe auf, rufe zu deinem Gott; denn wir haben gehört, daß er euch

\* Wir wenden uns mit dieser Themenstellung einem vielbehandelten Problem zu. Wer sich eingehender mit unserer Thematik befassen möchte, sei auf die folgende Literatur hingewiesen: Otto Weinreich: *Antike Heilungswunder*, 1909, Nachdruck; Paul Fiebig: *Jüdische Wundergeschichten des neutestamentlichen Zeitalters 1911*; Günter Klein: *Wunderglaube und Neues Testament*, in: *Das Gespräch*, Heft 28, 1960; Ernst und Marie-Luise Keller: *Der Streit um die Wunder*, 1968; Bruce Marshall: *Das Wunder des Malachias*, 1950. In dem Buch von Ernst und Marie-Luise Keller findet sich ein ausführliches Verzeichnis der einschlägigen Literatur.

antwortet, wenn ihr zu ihm schreit, und daß er stark ist. Da stand das Kind sogleich von Herzen gern auf und betete, und der Heilige — gepriesen sei er — nahm sein Gebet an; und das Meer schwieg.

Besonders interessant ist die in neutestamentliche Zeit zurückreichende Erzählung von einer Fernheilung, die an die bekannte Geschichte vom Hauptmann zu Kapernaum (Mt. 8,5—13) erinnert und im babylonischen Talmud überliefert wird (b. Ber. 34b):

Einst erkrankte der Sohn des Rabban Gamaliel. Da schickte er zwei der Schüler zu Rabbi Hanina ben Dosa, damit dieser für ihn Heilung erbitte. Als dieser sie gesehen hatte, stieg er auf den Söllen und erbat für ihn Heilung. Dann stieg er hinab und sagte zu ihnen: Geht, denn das Fieber ist von ihm gewichen. Sie fragten ihn: Bist du denn ein Prophet? Da antwortete er ihnen: Ich bin weder ein Prophet noch der Sohn eines Propheten. Aber ich weiß, daß mein Gebet erhört wurde, wenn es in meinem Mund geläufig ist, und wenn nicht, daß es verworfen wurde. Da setzten sie sich hin, schrieben auf und merkten sich genau diese Stunde. Und als sie zu Rabban Gamaliel kamen, sagte er zu ihnen: Beim Tempeldienst! Ihr habt weder vermindert noch vermehrt; denn genau so geschah es. In jener Stunde verließ ihn das Fieber, und er forderte von uns zu trinken.

Die jüdischen Wunderrabbis sind auch in den jüdischen Witz eingegangen, und es wird sich herausstellen, daß diese Tatsache für die Beurteilung des Wunders im Judentum nicht ohne Bedeutung ist. Ich bringe zwei Beispiele aus vielen, die sich bei Salcia Landmann: Jüdische Witze (dtv 139) S. 97 finden:

Große Trockenheit. Die Leute kommen zum Rabbi gelaufen, er soll um Regen beten. Der Rabbi betet — und in der Tat, es hilft. Aber nun hört der Regen nicht mehr auf. Die Leute verzweifeln abermals. Der Rabbi soll jetzt um Trockenheit beten!

Der Rabbi betet — umsonst!

›Ihr müßt verstehen‹, erklärte der Diener des Rabbi den Enttäuschten, ›der Rabbi ist noch sehr jung. Regen machen — das kann er schon. Aber Wie man den Regen stoppt — das hat er noch nicht gelernt.‹

Ein Chassid erzählt: ›Einmal rutschte unser Rabbi ins Wasser. Schwimmen konnte er nicht, und das Wasser war tief. Zum Glück hatte er zwei Heringe in der Tasche. Die zog er heraus, da wurden sie lebendig, er hielt sich an ihnen fest, und sie zogen ihn an Land.‹

Gegner: ›Das glaube ich nicht. Wie kannst du das beweisen?‹ Chassid:

›Du siehst doch selber: der Rabbi lebt!‹

Nicht weniger bekannt sind Wundertaten in der hellenistischen Welt. Sie geschehen unvermittelt bei besonderen Anlässen, vor

allem bei Geburt und Tod berühmter Männer. Wunderheilungen an Tempeln, besonders solchen des Asklepios, werden in reichem Maße bezeugt. Amulette, geheimnisvolle Formeln und Verrichtungen haben zauberhafte Kraft.

Aber Wunder werden auch von einzelnen Wundertätern vollbracht, von denen Apollonius von Thyana, ein Zeitgenosse des Apostels Paulus, der bekannteste ist. Sein ›Biograph‹ Philostrat berichtet etwa 150 Jahre nach dem Tode des Apollonius:

Auch folgendes ist eine Wundertat des Apollonius. Ein zur Ehe reifes Mädchen schien gestorben zu sein, und der Bräutigam folgte der Bahre und jammerte über den frühen Tod seiner Braut. Mit ihm trauerte Rom; denn das Mädchen war aus einem Hause konsularischen Ranges.

Da nun Apollonius dazu kam, sagte er: ›Setz die Bahre nieder; ich will eure Tränen über das Mädchen trocknen.‹ Zugleich fragte er nach ihrem Namen. Die Leute glaubten, er werde eine Rede halten, wie die Leichenreden sind, welche Trauer und Wehklage wecken. Er aber berührte sie bloß und sagte einige geheime Worte dazu und erweckte so das Mädchen von dem scheinbaren Tode. Sie gab eine Stimme von sich und kehrte in das Haus ihres Vaters zurück, wie Alcestis, als sie in das Leben zurückgerufen war. Und da die Verwandten dem Apollonius ein Geschenk von 150 000 Denaren machten, sagte er, er füge diese Summe der Ausstattung des Mädchens bei.

Apollonius treibt Dämonen aus. Er befreit sich selbst aus Fesseln. Er kennt die Gedanken derer, die ihm begegnen, im voraus. Er besucht auch andere Wundertäter und erlebt nach dem Bericht des Philostrat in Indien unter anderem folgendes:

Ferner kam auch ein lahmer Mann, der schon dreißig Jahre alt und ein eifriger Löwenjäger war. Bei dem Anfall eines Löwen auf ihn war ihm der Schenkelknochen ausgewichen, und das eine Bein war kürzer. Aber durch Streicheln des Schenkels mit der Hand wurde sein Gang wieder hergestellt.

Ein anderer, welcher die Augen verloren hatte, wurde mit der vollen Sehkraft entlassen; und noch ein anderer, dem die eine Hand gelähmt war, ging geheilt hinweg.

Besonderes Interesse verdient wegen ihrer Nähe zu dem Bericht des Neuen Testaments von der ›Heilung eines Gichtbrüchigen‹ (Mk. 2,1–12 par) die folgende Geschichte, die der Satiriker Lukian in der Mitte des zweiten Jahrhunderts in seinem Dialog ›Philopseudes‹ aufzeichnet:

Ich war ein Knabe von ungefähr vierzehn Jahren. Da kam eines Vormittags ein Mensch zu meinem Vater gelaufen und zeigte ihm an, sein Weingärtner Midas, einer von unseren stärksten und fleißigsten Knecht-

ten, sei von einer giftigen Natter gebissen worden und sein Bein fange schon an zu faulen. Er sei im Weinberg beschäftigt gewesen, die Reben an die Pfähle zu binden, als die Bestie herbeigeschlichen, ihn in die große Zehe gebissen und sich darauf sogleich wieder in ihre Höhle hineingemacht habe. Jetzt liege er da und winsele und vergehe vor Schmerz.

Wie der Mensch noch so erzählte, sahen wir schon den Midas von seinen Mitknechten auf einem Bett herbeigebracht werden. Er war über und über geschwollen, braun und blau, sein ganzes Aussehen wie abgestorben; kaum holte er noch Atem.

Da sagte ein zufällig anwesender Bekannter zu meinem Vater, dem der Unfall sehr nahe ging: ›Beruhige dich, ich will auf der Stelle einen Babylonier, einen von den sogenannten Chaldäern, herbeiholen; der wird dir den Mann bald kuriert haben.‹ Daß ich's kurz mache: der Babylonier kommt und bringt unseren Midas richtig auf die Beine, nachdem er ihm mittels eines Spruches das Gift aus dem Leibe getrieben und ein Stückchen, das er von dem Grabstein einer verstörbenen Jungfrau abgeschlagen, an den Fuß gebunden hatte.

Vielleicht findet man das eben nicht außerordentlich, wiewohl Midas selbst das Bett, auf welchem man ihn herbeigetragen hatte, aufnahm und kräftigen Schrittes hinaus nach unserm Gute ging. So viel vermochte der Zauberspruch und das Stückchen von jenem Leichenstein!

Die bekannten römischen Schriftsteller Tacitus und Sueton berichten uns von Heilungen, die der göttlich verehrte Kaiser Vespasian in Alexandrien vollbracht habe. Zauberer und Exorzisten gehören zum alltäglichen Bild der antiken Welt. Phänomene, die heute als ›Aberglaube‹ ihr zähes Leben fristen, waren anerkannter Bestandteil der antiken Gesellschaft. Magische Züge in neutestamentlichen Wundererzählungen wie das heilsame Anfassen der Kleider des Wundertäters (Mk. 5,27 f) oder die Erwartung, der Schatten des Petrus (Ag. 5,16) und das Taschentuch des Paulus (Ag. 19,11 f) vermöchten zu heilen, erzählten dem antiken Leser nichts Unbekanntes oder Einmaliges.

Auch die Selbstverständlichkeit, mit der Wunder im Neuen Testament nicht nur von Jesus, sondern — in der Apostelgeschichte — ebenso von den Aposteln und — in späterer christlicher Legendenüberlieferung — auch von anderen heiligen Männern der Kirche erzählt wurden, weist auf die Gewöhnlichkeit von Wunderberichten hin.

Die Wundergeschichten der Antike werden nach ganz bestimmten formalen Gesetzen erzählt: Die Größe des Leidens bzw. der Not wird berichtet, denen gesteuert werden soll; man vermerkt

gerne die Erfolglosigkeit bisheriger Heilungsversuche. Zur Heilung nimmt der Wundertäter oft den Kranken abseits, weil das Numinose nicht lärmende und neugierige Öffentlichkeit verträgt; die Manipulationen beim Vollzug des Wunders – Berührungen, Gesten, Worte usw. – werden dargestellt. Den Erfolg der Heilung demonstriert der Kranke häufig selbst: der Geheilte nimmt sein Bett, der soeben noch Besessene gibt sich vernünftig, der Auferweckte preist Gott; wenn der Wundertäter sein Honorar dem auferweckten Mädchen spendet, wird damit gleichfalls der Vollzug des Wunders erwiesen; auch die Menge bestätigt durch Äußerung von Erstaunen, Entsetzen und Lobpreis, im sogenannten ›Chorschluß‹ der Erzählung eingefangen, daß das Wunder wirklich vollbracht wurde. Indem der Erzähler von der Reaktion der einstigen Zuschauer berichtet, will er zugleich eine Stellungnahme des jeweiligen Hörers oder Lesers der Geschichte provozieren.

Diesen festen Formgesetzen der Wundererzählung schließen sich die neutestamentlichen Wunderberichte durchaus an. Sie nehmen in dieser Hinsicht keine Sonderstellung ein, sondern wollen im Rahmen dessen verstanden werden, was den Menschen jener Zeit verständlich war. Sie beanspruchen weder Originalität noch Einmaligkeit.

Darum entsprechen sich auch die gegenständlichen Inhalte der Wunderberichte innerhalb und außerhalb des Neuen Testaments weitgehend. Hier wie dort finden sich drei große Gruppen von Berichten:

Dämonenaustreibungen;  
Heilungen (einschließlich der Totenerweckungen);  
Naturwunder (einschließlich der Speisungsgeschichten).

### *Wunder und antikes Weltbild*

Das bisher Gesagte weist bereits darauf hin, daß die Wunder dem antiken Weltbild als ein integraler Bestandteil angehören. Dies antike Weltbild lokalisierte um die von Menschen bewohnte Erde herum numinose Mächte: die Gewalten der Unterwelt, die Beherrscher des Firmaments, die Geister der Erde und der Luft. Gott und Götter, Teufel und Dämonen machen die Erde zum Schauplatz ihrer Wirksamkeit. Der Ablauf des irdisch-menschli-

chen Geschehens kann deshalb keinen unabänderlichen, sicher vorauszuberechnenden Gesetzen folgen. Diese Welt ist zu jener Welt hin durchlöchert, und die Kausalgesetze gelten nur, soweit die überlegene jenseitige Kausalität sich zurückhält. Unerklärliche Phänomene können in diesem Weltbild ohne weiteres auf das Eingreifen jenseitiger Mächte zurückgeführt werden, und die Selbstverständlichkeit, in der man mit solchem Eingreifen rechnet, erklärt die Unbefangenheit, mit der Wundergeschichten erzählt werden: Geschichten, in denen die jenseitigen Mächte, sei es Gott oder das Göttliche, sei es der Teufel oder die Dämonen, nach Analogie des menschlichen Handelns in den Zusammenhang des irdischen Geschehens eingreifen.

Dies wunderbare Handeln ist weniger qualitativ vom irdischen Geschehen unterschieden — es hält ja dem natürlichen, konstatierenden Blick stand, es hat die Qualität objektiv feststellbarer Ereignisse — als vielmehr quantitativ. Es zeigt sich dem gewöhnlichen Ablauf der irdischen Dinge an Unberechenbarkeit und Kraft überlegen, greift in die Kausalkette der Ereignisse ein und erweist sich so als ›übernatürlich‹, das heißt aber: als überlegen Natürliches.

Die Weltbildhaftigkeit des Wunders erklärt die Tatsache, daß man sich über Wunder nicht in unserem Sinn wunderte. Unser moderner Begriff ›Wunder‹ gibt deshalb nur sehr unzureichend die entsprechenden griechischen Begriffe aus dem Neuen Testament wieder, die ›Zeichen‹ oder ›Krafttaten‹ heißen und nicht — wie unser Wort ›Wunder‹ — eine ›Widernatürlichkeit‹ solcher wundersamen Ereignisse im Blick haben, sondern deren Funktion (›Zeichen‹) und Wirkungsweise (›Krafttaten‹). Natürlich handelt es sich bei Wundern um ungewöhnliche Ereignisse, die Aufsehen erregen. Aber wirklich gewundert hätte man sich erst angesichts einer Welt, die keine Wunder kennt oder gar die Möglichkeit von Wundern geleugnet hätte.

Dazu aber lag kein Anlaß vor. Die Wirklichkeit von Wundern überhaupt wurde nicht bestritten. Man konnte das einzelne, bestimmte Wunder in Frage stellen und für unglaubwürdig halten. Auch war der Protest gegen Scharlatane und betrügerische Magier allgemein. Doch dürfen solche Einwände nicht mit einer Kritik am Wunder überhaupt gleichgesetzt werden. Wer in der Antike Jesus einen Betrüger nannte, hörte deshalb noch nicht auf, an Wunder zu glauben.

Wer den anderen Wundertäter ausstechen wollte, warf ihm

auch gerne vor, er vollbringe seine Wundertaten mit Hilfe *dämonischer* Mächte, und konnte dann sogar die blindnerische Überlegenheit und Größe solcher Taten zugestehen. So lesen wir in Mk. 3,22:

Die Schriftgelehrten, die von Jerusalem herabgekommen waren, sprachen: Er hat den Beelzebul und treibt die bösen Geister aus durch ihren Obersten —

ein Vorwurf, der in den folgenden Versen widerlegt wird. Auch der Christenhasser Celsus, gegen den der Alexandrinische Theologe Origenes um 250 ein bekanntes Buch schrieb, wertete Jesu Wunder zwar ab — er habe das Wunder-Tun von ägyptischen Zauberern gelernt —, bezweifelte aber die Wunder als solche nicht.

Eine derartige Ablehnung des Wundertäters, dessen Wunder keineswegs bestritten werden, erscheint als durchaus gewöhnliche Reaktion auf Wunder, weshalb die meisten neutestamentlichen Wundergeschichten auch mit einer offenen Frage an den Hörer enden: Wie wird *deine* Reaktion sein? Nimmst du Jesus auf oder lehnt du ihn ab? Das Wunder bietet also dieselben Möglichkeiten der Entscheidung wie das bloße Wort. Es kommt dem Glauben nicht entgegen, erst recht beweist es nichts zugunsten des Glaubens.

Nach Mk. 3,6 beschlossen die Pharisäer sogar Jesu Tod, weil er — am Sabbat — einen Kranken geheilt hatte. Nicht die Heilung wird bestritten, wohl aber jene in dieser Heilung liegende göttliche Kraft, weil man im Auftrag *Gottes* nicht am *Sabbat* heilen kann. Auf die Frage des gefangenen Täufers an Jesus, ob er der erwartete Christus sei, antwortete Jesus in Mt. 11,4—6:

Blinde sehen und Lahme gehen, Aussätzige werden rein und Taube hören, und Tote stehen auf, und Armen wird die frohe Botschaft verkündigt. Und selig ist, wer sich nicht an mir ärgert.

Hier gipfelt die Aufzählung der ›Wunder‹ nicht nur in dem Hinweis auf die Predigt des Evangeliums, in deren Dienst die ›Machtatens‹ demnach stehen. Im Blick auf das Wort *und* Wunder rechnet Jesus auch damit, daß sie normalerweise nicht Bewunderung und Anerkennung, sondern Ärger und Anstoß hervorrufen.

Das alles bedeutet aber: Die Wunderfrage war für den antiken Menschen keine Glaubensfrage, das Wunder kein Gegenstand des Fürwahrhaltens. Das Phänomen ›Wunder‹ war ihm als solches mit seinem Weltbild gegeben. Das Wunder begründet seinen

Glauben nicht und bringt auch zu seinem Glauben nichts hinzu. Es war kein Beweis für den Glauben. Man konnte und sollte auf den Wunderbericht nicht anders als auf das bloße Wort reagieren. Die Wundergeschichte war deshalb für den Christen nur eine Sprechweise seines Glaubens und seiner Verkündigung von Jesus Christus, die um der Verständlichkeit der Glaubenssprache gewählt wurde.

Sie war *eine* Sprachform neben anderen und im Urchristentum wie sonst in der Antike keineswegs eine unbestritten gültige und überall brauchbare.

### *Wunder-Kritik und Wunder-Gebrauch im Neuen Testament*

Das Neue Testament erscheint uns als Einheit. Es stellt sich uns als *ein* Buch vor. Aber diese Einheit wurde ihm erst von der Kirche gegeben, die das Neue Testament als Sammlung der maßgeblichen Urkunden des Glaubens, eben als ›Kanon‹, schuf.

Dieser Akt der Kanonbildung vereinte Zeugnisse verschiedener frühchristlicher theologischer Schulen und Richtungen. Die Schriften des Neuen Testaments sprechen durchaus nicht alle dieselbe theologische Sprache, auch wenn sie alle dieselbe *Sache* meinen.

Darum stimmt es auch nicht, daß *das* Neue Testament von Wundern redet. Natürlich wird das antike Weltbild nirgendwo im Neuen Testament in Frage gestellt; das heißt: die Möglichkeit und Wirklichkeit von Wundern wird von niemandem bestritten oder bezweifelt. Aber keineswegs greift das Neue Testament überhaupt, das heißt die Urchristenheit allerorten, zum Wunder als zu einer notwendigen oder auch nur adäquaten Ausdrucksweise für das Evangelium.

Paulus beispielsweise berichtet nicht nur keine Wunder, sondern er polemisiert ganz generell gegen die Forderung nach ›Zeichen‹, die er für typisch jüdische Forderungen hält, und setzt dieser Forderung in 1. Kor. 1,22 f die Predigt des gekreuzigten Christus entgegen:

Denn die Juden fordern Zeichen, und die Griechen fragen nach Weisheit; wir aber predigen den gekreuzigten Christus, den Juden ein Ärgernis und den Griechen eine Torheit.

Inwiefern aber stehen für Paulus die Zeichen, nach denen die



Juden fragen (ebenso wie die Weisheit, nach der die Griechen aus sind), gegen die Botschaft vom Kreuz?

Gewöhnlich wirft Paulus seinen jüdischen Kontrahenten vor, sie strebten in ihrem Bemühen um Heil vor Gott nach den guten Werken des Gesetzes. Diese Werke gaben dem frommen Juden die Möglichkeit, einen Ruhm vor Gott zu begründen, ein Recht vor Gott anzumelden. Die Werke machen den Menschen zu einem Verhandlungspartner Gottes, der einen Anspruch an Gott hat. Er hält Gott gegenüber etwas in den Händen und insofern in gewisser Weise Gott selbst in seiner Hand.

Genau das aber erstrebt auch die Forderung nach Wundern. Mit Wundern soll Gott sich ja dem Menschen ›objektiv‹ kundtun. Er soll konstatierbar werden. Er soll sich ›natürlich‹ zeigen und so vorweisen lassen. Er soll als das Ungewöhnliche, Aufsehenerregende neben die anderen Weltwirklichkeiten treten und so dem Menschen zur Verfügung stehen.

Das Wort vom Kreuz aber entlarvt solchen Umgang mit Werken und Wundern als Sünde. Es zeigt dem Menschen, der sich mit Christus kreuzigen läßt, daß wir Menschen vor Gott nie etwas in der Hand haben, erst recht nicht ihn selbst. Es zerschlägt die hybride Möglichkeit, sich vor Gott rühmen, ihn vor das Forum unseres Gerichtes ziehen und seiner in Wundern sozusagen neutral habhaft werden zu können.

Die an Gott gerichtete Wunderforderung geht von der Voraussetzung aus, ich könne Gott — dem wirklichen Gott — begegnen, ohne ihm gehorsam zu sein; ich könne in einer solchen Begegnung derselbe sein und bleiben, der ich immer schon war. Das Wunder zerschlägt den Menschen nicht, um ihn ganz der Gnade Gottes zu öffnen, sondern läßt ihn des Göttlichen konstatierend ansichtig werden.

Dies ist die Gefahr, die Paulus im Umgang mit Wundern sieht. Deshalb verzichtet er auf Wunder und stellt ihnen das Wort vom Kreuz *entgegen*. Als man ihm selbst Wunderzeichen abfordert, die ihn als göttlichen Apostel ausweisen sollen — vorher wollen seine Kritiker in Korinth mit ihm gar nicht diskutieren —, wehrt er sich gegen diese Forderung mit Händen und Füßen. Nicht als ob er nicht auch mit Zungen reden könnte — er kann es mehr als sie —, aber er will in der Gemeinde lieber 5 vernünftige Worte als 10 000 in der glossolalischen Wundersprache sprechen (1. Kor. 14, 19). Nicht als ob nicht auch er von ekstatischen Erfahrungen berichten könnte — aber nur als Narr kann er es tun (2. Kor.

12,1-11). Nicht als ob er es an Zeichen und Wundern hätte fehlen lassen — aber *diese seine* Wunder sind seine Schwachheiten: täglich wird er in den Tod gegeben um Christi willen; daran kann man ihn als Apostel erkennen (2. Kor. 4,7 ff). Und die ›Zeichen des Apostels‹, die er getan hat (2. Kor. 12,12), sind der Dienst der Verkündigung und das Opfer selbstloser Liebe.

Das Heidenchristentum, soweit es von Paulus repräsentiert wird, verhält sich also Wundern gegenüber mit größter Reserve, wenn es um die Predigt des Evangeliums geht.

Das gleiche Urteil muß man über das palästinische Judentum fällen. In unseren Evangelien wurde bekanntlich altes palästinisches Redengut der Jesusüberlieferung verarbeitet, das Matthäus und Lukas vorwiegend in Gestalt der sogenannten ›Spruchquelle‹ vorlag. Wundergeschichten gehörten diesem ursprünglich mündlich überlieferten Redengut nicht an. Das versteht man, wenn man beachtet, daß für jüdisches Empfinden der Wundertäter weit unter dem Gesetzesausleger stand. Die Wunderrabbinen sind Rabbinen minderen Ranges. Sie gehören nicht zu den Trägern der großen Namen, denen des Judentum die Ausgestaltung der Gesetzestradition verdankt. Sie führen ein Winkel-dasein, hart am Rande des Skurrilen und Lächerlichen. Auch der Messias gilt ja für das Judentum nicht als Wundertäter, sondern als Herrscher und als vollmächtiger Ausleger des Gesetzes. Darum waren Wunder als Sprachform des Glaubens und als Ausdrucksform des Evangeliums wenig geeignet, wenn jüdischen Hörern die entscheidende, umfassende, ewige Botschaft nahegebracht werden sollte. Freilich: Zeichen forderte auch das Judentum, mit dem Jesus und die Tradenten der Spruchüberlieferung sich auseinandersetzen mußten, nämlich Zeichen vom Himmel, mit denen Gott das Wort Jesu und seiner Boten beglaubigen sollte. Aber solche Forderung wird ausdrücklich abgelehnt:

Dies böse und ehebrecherische Geschlecht verlangt ein Zeichen, aber es wird ihm kein Zeichen gegeben werden außer dem Zeichen des Propheten Jona (Mt. 12,39)

— das heißt dem ›Zeichen‹, daß das verkündigte Wort eintreten, seine Wahrheit sich erfüllen wird.

Dieser Einstellung entspricht auch das Verhalten des im jüdenchristlichen Umkreis schreibenden Matthäus. Er hat die Wundergeschichten des Markus vor sich. Aber er liebt sie nicht sonderlich. Er kann sie für seinen Hörerkreis nur sehr bedingt gebrau-

chen. Darum streicht er sie stark zusammen, verringert die wunderhaften Züge, läßt manche der Geschichten ganz aus, füllt andere mit Worten Jesu auf und stellt sie insgesamt so sehr in ein erdrückendes Übergewicht von Wortüberlieferung hinein, daß sie in seinem Evangelium einen beiläufigen Charakter gewinnen. Deshalb findet man auch die Wundergeschichten bei Matthäus auf verhältnismäßig geringem Raum — vermischt mit anderer Überlieferung — zusammengestellt, nämlich in Mt. 8,1—9,34 und 13,53—16,12. Würden sie fehlen, bliebe das, was *Matthäus* mit seinem Evangelium sagen will, dennoch unverkürzt erhalten.

Der Evangelist Johannes geht den umgekehrten Weg, um die Wunder zu relativieren, Er übernimmt aus der Tradition nur 7 Wunder, aber diese sieben sind ins ungeahnt Mirakulöse gesteigert, wie man besonders an dem Weinwunder von Kana und an der Auferweckung des Lazarus studieren kann, dessen Leib schon in Verwesung übergegangen war. *Diese* Wunder sind auch für den antiken Menschen wirklich bewunderungswürdig. So etwas begegnet selbst in seiner alltäglichen Wunderwelt nicht oft, so daß er nach der Bedeutung solcher Wunderberichte fragen muß.

Damit aber schlägt die Funktion dieser Wunderberichte sogleich ins Zeichenhafte um, weshalb sie denn auch bei Johannes bewußt ›Zeichen‹ heißen: sie *zeigen* auf das Wort als jene göttliche Wirklichkeit, mit der der Leser anders als mit den großartig-unwirklichen Wundern unmittelbar etwas anfangen kann. Deshalb verbindet Johannes mit den Wundern jeweils eine *Rede* Jesu, was in den synoptischen Evangelien nie vorkommt, und zwar derart, daß das Wunder die Frage weckt, auf die anschließend die Rede antwortet. So folgt der wunderbaren Speisung eine Rede, die in dem ›Ich bin das Brot des Lebens‹ gipfelt; der Blindenheilung das ›Ich bin das Licht der Welt‹; der Auferweckung des Lazarus die Einladung: ›Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stirbe.‹

Wer von den Lesern des Johannes aber diese zeichenhafte Funktion der traditionellen Wundergeschichten nicht begreifen sollte und etwa in ihnen selbst den Grund des Glaubens suchte, der wird hart getadelt: ›Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder seht, so glaubt ihr nicht‹ — fügt Johannes als deutlichen Hinweis in die zweite seiner Wundergeschichten ein (4,48; vgl. 6,26). Und nicht von ungefähr lautet das letzte Wort Jesu im Evangelium: ›Selig sind, die nicht sehen und doch glauben‹ (20,29).

Ein unmittelbares Interesse an Wundergeschichten hat einzig jene urchristliche Tradition, die zuerst im Markusevangelium eingefangen und von Lukas gerne übernommen und ergänzt wurde. Es handelt sich um eine Tradition hellenistisch-judenchristlicher Kreise. Die *Probleme*, die in einzelnen dieser Wundergeschichten behandelt werden, sind kennzeichnend für das *Judenchristentum*: Fragen nach der Geltung des mosaischen Gesetzes, nach der Berechtigung der Heidenmission u.ä. Die *Form* dieser Wundergeschichten aber weist in den *hellenistischen* Raum. Die *jüdischen* Wunderberichte werden nämlich, wie die vorne gegebenen Beispiele zeigen, dadurch charakterisiert, daß der Wunderrabbi, um eine Krafttat gebeten, diese nicht in eigener göttlicher Kraft verrichtet, sondern Gott bittet, dieser möge das Wunder kraft seiner Allmacht vollbringen. Die *hellenistischen* Wunderberichte, von denen wir gleichfalls einige kennengelernt haben, stellen uns dagegen einen göttlichen Menschen mit eigener Wunderkraft vor. Nicht erst im Wunder, sondern bereits im Wundertäter selbst weilt das Göttliche unter den Menschen.

Die markinischen Wundergeschichten sind durchweg Berichte dieses hellenistischen Typs. Jesus selbst ist des Wunders mächtig und fähig. Die Überlieferung dieser Geschichten geschah also in dem Raum, wo Judentum und Hellenismus sich überschneiden: in dem Bereich eines missionarisch in das römische Reich vordringenden hellenistischen Judenchristentums.

Schon das hellenistische Judentum hatte sich am Wunder erbaut und es seiner Propaganda unter den Heiden dienstbar gemacht. Besonders von Mose, der obersten Autorität dieses Judentums, werden in der Synagoge auch über die alttestamentlichen Berichte hinaus eine Fülle von Wundern erzählt, angefangen von seiner Geburt aus einer Jungfrau bis hin zu den Wundern, die seinen Tod bzw. seine Entrückung begleiten. Das hellenistische Judenchristentum tritt in diese erfolgreiche, weil dem hellenistischen Hörer verständliche Sprechweise ein. Es erzählt Wunder von Jesus, und nur in diesem Traditionszweig des Urchristentums darf man deshalb den Ursprung der neutestamentlichen Wunderüberlieferung suchen.

Was aber hatte man in diesem hellenistischen Judenchristentum zu verkündigen? Welcher Botschaft lieh der Wunderglaube seine Stimme? Nun, wie die alten Glaubensformeln zeigen, die schon Paulus vorgefunden hat, predigte man die frohe Kunde, daß Gott in Jesus sei und die Welt mit sich versöhnt habe:

Gott war es, der in Christus die Welt mit sich selbst versöhnte, indem er ihnen ihre Übertretungen nicht zurechnete und unter uns das Wort von der Versöhnung einsetzte (2. Kor. 5,19).

(Ich glaube an) Christus Jesus, den Gott in seinem Blut als Sühne hinstellte, um seine Gerechtigkeit durch die Vergebung der Sünden zu erweisen, die zuvor in der Zeit der Langmut Gottes begangen worden waren (Röm. 3,25 f).

So wies man den Menschen, der nach seinem Heil fragte, auf Jesus hin als auf Gottes eschatologisches Wort, als auf den Christus, den heilbringenden Herrscher der Endzeit. Er, aus dem Geschlecht Davids geboren, wurde von Gott zu seinem Sohn, zum Kyrios der Welt erhöht:

(Ich glaube an) Jesus Christus, unsern Herrn, der nach dem Fleisch aus dem Samen Davids stammt, als machtvoller Gottessohn durch den Heiligen Geist mit der Totenauferstehung eingesetzt wurde (Röm. 1,3 f).

(Ich glaube), daß Christus gestorben ist für unsere Sünden nach den Schriften und daß er begraben ist und daß er auferweckt wurde am dritten Tage nach den Schriften und daß er dem Petrus erschien, danach den Zwölfen (1. Kor. 15,3 f).

Diese Glaubensbekenntnisse auszusagen, bot sich die der hellenistisch-jüdischen Welt vertraute Form der Wundergeschichte an. Sie sagte ja: Hier begegnet ein Mensch, in dem das Göttliche manifest wird. In Jesus kommt Gott in die Welt. Wer auch immer nach Gott fragt: hier bekommt er die Antwort auf seine Fragen.

Die Sprache der Wundergeschichten konnten die Hörer dieses Lebenskreises verstehen. Darum griff die hellenistisch-judenchristliche Mission zu solcher Sprache.

### *Wunder und Mirakel*

Indessen konnte solche Sprache auch mißverstanden werden; sie konnte mißbraucht werden. Die anderen Traditionskreise der Kirche fürchteten solchen Mißbrauch zu sehr, als daß sie die Wundergeschichten hätten in Gebrauch nehmen können. Die Verwendung der Wunder-Sprache war ja nicht ungefährlich; sie bedurfte der Zucht und der weisen Reflexion, sollten die Wunder nicht die Neugierde oder Sensationslust befriedigen, sondern das Evangelium verkündigen.

Das hellenistische Judenchristentum und seine Erben haben die Wunder in der Zucht des Evangeliums gehalten. Deshalb fehlen unter den neutestamentlichen Wunderberichten die Mira-

kel ganz oder doch so gut wie ganz. Mirakel nennt man jene Erzählungen, denen es nur um das Exotische, Seltsame, Abstruse, Wundersame oder gar Komische als solches geht, das man interessiert zur Kenntnis nimmt, das einen aber nicht betrifft und dessen »beweisende« Funktion nur Schein ist.

Ein Mirakel stellt z.B. die folgende Erzählung aus den Petrusakten dar, die noch im 2. Jahrhundert geschrieben wurden und im 13. Kapitel berichten:

Petrus aber wandte sich um, sah einen geräucherten Thunfisch an einem Fenster hängen, ergriff ihn und sagte zum Volk: »Wenn ihr jetzt diesen im Wasser wie einen Fisch schwimmen seht, werdet ihr dann an den glauben können, den ich predige?« Jene aber sagten einmütig: »Wahrlich, wir werden dir glauben!« Da ein Fischteich dabei lag, so sagte er nun: »In deinem Namen, Jesus Christus, an den bis jetzt (noch) nicht geglaubt wird, werde vor allen diesen hier lebendig und schwimme wie ein Fisch.« Und er warf den Thunfisch in den Teich, und er lebte und er begann zu schwimmen. Als aber die Menge den Fisch schwimmen sah, ließ er ihn, damit es nicht heiße, es sei ein Phantasiegebilde, nicht nur gerade eine Stunde, sondern noch länger schwimmen, so daß er von allen Seiten Scharen herbeilockte, und zeigte, daß der Thunfisch ein richtiger Fisch geworden war; und (es kam) so weit, daß mancher aus dem Volk ihm Brot zuwarf, und alles fraß er auf.

Ein besonders instruktives Beispiel dieser Gattung findet sich in den Johannesakten, einer Schrift des späten zweiten Jahrhunderts, die zahlreiche Wundertaten berichtet, die der Apostel Johannes getan haben soll. Dort findet sich in Kp. 60 f die bekannte Erzählung von Johannes und den Wanzen:

Es stand da an einem Platz eine Bettstatt ohne Decken herum; auf der breiteten wir die Umlegetücher, die wir mitbrachten, aus, und luden ihn (Johannes) ein, sich darauf auszustrecken und zu ruhen, während alle übrigen auf dem Fußboden schliefen.

Als er sich nun niedergelegt hatte, wurde er von den Wanzen sehr belästigt. Und als sie in zunehmendem Maße immer lästiger wurden, die Nacht auch bereits die Mitte erreicht hatte, da sagte er, daß wir es alle hörten: »Ich sage euch, ihr Wanzen, seid mal brav alle miteinander und verlaßt für diese Nacht euer Haus und bleibt alle an einem Platz schön ruhig und haltet euch den Knechten Gottes fern!« Und während wir lachten und noch eine Weile erzählten, wandte sich Johannes zum Schlaf. Wir sprachen nur noch leise und blieben durch ihn ebenfalls unbelästigt.

Als aber der Tag schon heraufdämmerte, stehe ich vor den anderen auf und mit mir Verus und Andronikus. Da sehen wir an der Türe des Zimmers, das wir genommen hatten, einen Haufen Wanzen stehen. Während wir uns draußen hinstellten, um sie ganz zu sehen, und alle

Brüder ihretwegen geweckt worden waren, schlief Johannes weiter. Nachdem er erwacht war, teilten wir ihm mit, was wir gesehen hatten. Er aber setzte sich in der Bettstatt auf und betrachtete sie und sagte: ›Wo ihr so brav wart und vor meiner Strafe euch gehütet habt, so kommt (jetzt wieder) an euren Platz!‹ Und als er das gesagt hatte und von der Bettstatt aufgestanden war, da eilten die Wanzen geschwind von der Türe zur Bettstatt, und zwischen seinen Füßen hindurch kletterten sie zu den Ritzen hinauf und waren nicht mehr zu sehen.

An dieser spaßhaften Geschichte hatte der Erzähler sichtlich seine Freude. Aber ist sie mehr als eine spaßige Anekdote? Offenbar nicht! Sie will unterhalten, nicht verkündigen. Natürlich traut man Johannes solch ein Mirakel zu. Aber die Erzählung hat in sich keinen ›Sinn‹. Das Recht, sie in den erbaulichen christlichen Roman aufzunehmen, wurde deshalb auch erst mit einem angehängten moralischen Schluß erworben, der kein ursprüngliches Verhältnis zu der alten Geschichte selbst hat:

Und Johannes sagte dann: ›Dies Tier hat (nur) die Stimme eines Menschen gehört und ist ruhig für sich geblieben und hat (das Gebot) nicht übertreten. Wir aber hören die Stimme Gottes und überhören (doch seine) Gebote und werden sorglos. Und wie lange noch?‹

Solche lediglich unterhaltenden Mirakel-Geschichten kennt das Neue Testament nicht, wenn man nicht die schwer verständliche Geschichte von der Verfluchung des Feigenbaums — kaum zu Recht — hierher rechnen will.

Die neutestamentlichen Wundergeschichten sind in sich sinnvolle, aussagekräftige Erzählungen, die freilich zwei sehr verschiedenen Gattungen angehören. Die kleinere Zahl von ihnen gehört zu den sogenannten *Apophthegmen*. Unter Apophthegmen versteht man ein von einer kleinen Szene vorbereitetes Jesuswort. Die jeweilige Szene hat die Funktion, das folgende Wort zu erläutern, zu veranschaulichen oder auch allererst einsichtig zu machen; denn manche der in einem Apophthegma begegnenden Worte sind nur im Zusammenhang mit der vorausgehenden Szene überhaupt verständlich.

Diese Szenen sind aus dem Alltag gegriffen, auch wenn sie oft eine ideale Situation aufbauen, und da zu diesem Alltag der antiken Welt auch das Wunder gehört, überraschen die apophthegmatischen Wundergeschichten nicht. Eine der Wunderberichte dieser Gattung ist z.B. die Geschichte von der Heilung eines Mannes mit gelähmter Hand am Sabbat, die Markus uns in 3,1–5 überliefert:

Er kam wieder in eine Synagoge. Dort war ein Mann mit einer verkrümmten Hand. Man paßte auf, ob er ihn am Sabbat heilen werde, so daß man ihn anzeigen konnte. Er sagte zu dem Mann mit der verkrümmten Hand: Tritt vor in die Mitte. Dann sagte er zu ihnen: Was darf man am Sabbat tun, Gutes oder Böses, Leben retten oder töten? Sie aber schwiegen. Da blickte er sich zornig um, betrübt über ihr hartes Herz, und sagte zu dem Mann: Strecke deine Hand aus. Und als er sie ausstreckte, wurde ihm seine Hand wieder hergestellt.

Diesem Bericht geht es nicht um das Wunder, sondern um die Feststellung: Man darf bzw. soll auch am Sabbat Gutes tun. Das Wunder dient nur als Rahmen und Anlaß für diese in einem Wort ausgesprochene Wahrheit. Die wunderhafte Szene ist darum ohne weiteres durch eine wunderlose austauschbar. So geht es in der Erzählung vom Ährenausraufen, die unserem Text vorangeht, um dieselbe Frage; sie gibt auch die gleiche Antwort, aber ein Wunder begegnet nicht:

An einem Sabbat ging er durch die Felder, und seine Jünger rauften unterwegs Ähren aus. Da sagten die Pharisäer zu ihm: Sieh mal, welche verbotene Arbeit sie am Sabbat tun! Da antwortete er ihnen: . . . Der Sabbat ist um des Menschen willen da und nicht der Mensch um des Sabbats willen (Mk. 2,23-28).

Der Sinn beider Geschichten ist gleich. Er hängt nicht von der Frage ab, ob Jesus seine Autorität als Lehrer des Gesetzes oder als Wundertäter geltend macht. So *und* so beansprucht er die Autorität Gottes, und er übt sie durch sein Wort aus, mit dem die Szene ihren Höhepunkt erreicht. Die apophthegmatischen Wundergeschichten weisen insofern mit Nachdruck auf die »Alltäglichkeit«, das heißt das Weltbildhafte der neutestamentlichen Wunderberichte, hin: für das antike Weltbild kann das Wunder eine Staffage darstellen wie jedes andere alltägliche Geschehen.

Die Mehrzahl der neutestamentlichen Wunder sind freilich reine Wundergeschichten, darunter auch die vier Erzählungen in Mk. 4,35-5,56, die uns ausführlich beschäftigen werden. Das Wunder *selbst* will also Beachtung finden, und zwar, wie wir bereits sagten, als Gefäß des Evangeliums, als Sprachgewand des Heil bringenden Wortes. Im Wunder selbst soll Sinn gefunden werden.

Welcher Sinn? Natürlich nicht der Un-Sinn eines Mirakels! Die Ablehnung der pharisäischen Zeichenforderung, also der Mirakelsucht, steht bei Markus nicht zufällig mitten unter den



Wundergeschichten. Vielmehr ist es der Sinn des *Zeichens*, des kräftigen Hinweises auf den, der das Wunder tut; der Sinn der *Krafttat*, der Begegnung mit der in Jesus sich manifestierenden heilsamen Macht Gottes. Alle reinen Wundergeschichten des Neuen Testaments entfalten bis in die Einzelzüge der Erzählung hinein diesen ihren Sinn: Jesus befreit den, der ihm vertraut, von der Knechtschaft des Bösen; er bricht die Macht des Dämonischen, der Sünde, des Leidens und des Todes und führt aus der Angst vor Hölle, Tod und Teufel zu Gerechtigkeit, Friede und Freude im Heiligen Geist. In knappen Strichen oder in erdrückender Anschaulichkeit demonstrieren die Wundergeschichten so das Evangelium, wie an dem Abschnitt Mk. 4,35–6,6a *beispielhaft* gezeigt werden soll. Denn was für diese vier Berichte gilt, trifft für alle Wundergeschichten zu: sie sind Zeugnisse des christlichen Glaubens, und nur moderner Unverstand kann sie als Mirakel abtun.

Dabei liegt ihr Sinn tiefer als auf der Ebene des wundersam Anschaulichen. Die Geschichten von den Blindenheilungen wollen nicht sagen, daß Gott auch Blinden ggf. das Augenlicht wiedergeben kann. Der Bericht von der Sturmstillung tröstet nicht Schiffbrüchige mit der Auskunft, Gott könne auch aus Seenot erretten. Die Dämonenaustreibungen laden nicht zu dem Glauben ein, Gott vermöchte von Besessenheit und Wahnsinn zu retten. Vielmehr spiegelt sich in den bestimmten einzelnen Zeichen und Machttaten Jesu gleichnishaft die *ganze* Botschaft des Evangeliums wider: daß Jesus gekommen sei, Sünder selig zu machen, Gefangenen Freiheit zu bringen, aus dem Tod zum Leben zu führen; daß er der Retter, der Heiland, der Erlöser im umfassenden Sinn des christlichen Bekenntnisses sei.

Insofern stehen die Wundergeschichten auf dem vollen Niveau des Evangeliums; sie enthalten die *Fülle* der christlichen Botschaft, wie besonders im Johannesevangelium sichtbar wird, in dem die einzelnen Wunder gerne durch eine nachfolgende Predigt als zeichenhafte Ansage des *ganzen* christlichen Kerygmas ausgelegt werden.

Mit anderen Worten: Die neutestamentlichen Wundergeschichten berichten nur scheinbar von merkwürdigen Ereignissen aus dem Leben des irdischen Jesus. In Wahrheit verkündigen sie, was Gott durch Jesus als den Christus, das heißt durch den gekreuzigten und auferstandenen Herrn der Gemeinde, an dieser Gemeinde tat und an der Welt tun will. Sie bezeugen das gegenwärtige

Wirken des in der christlichen Verkündigung handelnden Herrn an den blinden, verirrt und unfreien Menschen.

Darum weisen die Wundergeschichten durchweg eine Dreiteilung auf: Zuerst wird die Not der Menschen geschildert, sodann die Überwindung der Not durch Jesus, und schließlich wird von der Reaktion der Menschen berichtet. Die Erzählungen sind also nicht zufällig nach dem bekannten *dogmatischen* Schema aufgebaut: Sünde – Heilswerk – Glaube und Heiligung.

### *Wunder und gegenwärtiges Weltbild*

Indessen: Kann man Wundergeschichten heute überhaupt noch verstehen? Hat sich unsere Einstellung zum Wunder nicht total verändert?

Die zweite dieser Fragen muß rundheraus bejaht werden. Waren die Wunder integraler Bestandteil des antiken Weltbildes, so sind sie dem gegenwärtig mehr oder weniger herrschenden, das heißt dem wissenschaftlichen, Weltbild fremd. Die Einstellung zum Wunder wurde seit der Aufklärung geradezu zum Schibboleth der Weltbildfrage.

Wir rechnen in unserem alltäglichen Leben nicht mehr im Sinn der Antike mit der Wirklichkeit von Wundern. Die Welt stellt einen geschlossenen Zusammenhang von Ursache und Wirkung dar. Eine Maschine, die versagt, wird nicht beschworen, sondern repariert. Eine unerwartete Heilung ist ein Glücksfall für die Wissenschaft, die den Ursachen dieser Heilung nachgeht, um, wenn ihre Suche Erfolg hat, das Naturgesetz dieser Heilung medizinisch zu technisieren. Wer in der Gegenwart die neutestamentlichen Wunder »natürlich« erklärt, um die neutestamentlichen Berichte als solche festhalten zu können, wie es seit der Zeit des Rationalismus vor 200 Jahren immer wieder geschieht, sei es mit Hinweis auf Suggestion, auf hypnotische Einflüsse, auf bewußten Betrug oder ähnliches, steht gerade damit innerhalb des wissenschaftlichen Weltbildes, so verfehlt seine Erklärungsweise wissenschaftlich auch sein mag. Noch unerklärte Vorgänge im kosmischen, körperlichen oder seelischen Geschehen versuchen wir zu begreifen, führen sie aber nicht auf unkontrollierbare übernatürliche Kräfte zurück. Die Wunder als solche sind darum für die moderne wissenschaftliche Denkweise überholt. Waren

sie für die Antike im wesentlichen unproblematisch, so sind sie für die Neuzeit undenkbar.

Damit ist noch kein definitives Urteil über die Möglichkeit oder die Wirklichkeit von Wundern gefällt. Denn unser wissenschaftliches Weltbild kann keine absolute Wahrheit beanspruchen. Aber um die Wirklichkeit von Wundern zu behaupten, genügt nicht der Verweis auf die neutestamentliche oder die antike Literatur. Abgesehen nämlich davon, daß, wie schon Lessing wußte, ein *Bericht von* einem Wunder noch kein *Wunder* ist, begegnen uns die antiken Wunder einschließlich der neutestamentlichen ausschließlich als Teil des antiken Weltbildes. Wir dürfen sie nicht aus diesem Weltbild herauslösen, sondern können sie nur *in* diesem Weltbild und von ihm her verstehen — wie wir es mit Mk. 4,35—6,6a versuchen wollen. Nur als in unsere Gegenwart hinein *interpretierte* vermögen sie heute zu sein, was sie damals waren.

Überträgt man sie dagegen als zeitlos objektive Fakten in unsere Gegenwart, verändern sie sich selbst und das, worum es ihnen geht, völlig. Nun sprengen sie unser Weltbild. Sie wirken dann keinen Glauben an Jesus Christus mehr, sondern fordern Glauben an sich selbst. Sie wollen in ihrer Tatsächlichkeit als merkwürdige Vorkommnisse der Vergangenheit für wahr gehalten werden. Sie führen nicht zum Wunder des Evangeliums, sondern wollen selbst bewundert werden.

Gilt ein derartiges Für-wahr-Halten als Bestandteil des christlichen Glaubens, so hätte der Glaube die Preisgabe des gegenwärtigen Weltbildes zum Inhalt oder wenigstens zur Voraussetzung, eine Voraussetzung, die der Mensch zur Zeit des Neuen Testaments bei seinem ›Wunderglauben‹ gar nicht zu machen brauchte. Indem der modernisierte Wunderglaube uns abforderte, unser Weltbild wenigstens punktuell preiszugeben, würde er zum Hindernis für den eigentlichen Glauben, der sehr viel mehr an Opfern von uns verlangt als die Preisgabe eines Weltbildes; denn der Glaube wagt ja, die Welt selbst als den Grund des Lebens preiszugeben — wozu die Wundergeschichten des Neuen Testaments zu aller Zeit auffordern.

Gewiß ist auch unser Weltbild in vielem ständig in Wandlungen begriffen. Das stellt jedoch seine prinzipielle Wandlung zur Wissenschaftlichkeit hin nicht in Frage. Daß nicht jeder gegenwärtige Mensch sich auch ganz als moderner Mensch versteht, ändert nichts an der grundsätzlichen Problematik der Wunder-

interpretation. Daß vielleicht sogar unser wissenschaftliches Weltbild als ganzes falsch ist, mag man in Erwägung ziehen. Die Aufgabe, das Evangelium unter den Bedingungen und im Verständnishorizont dieses Weltbildes zu verkündigen, bliebe davon unberührt. Auch könnte uns die Selbstverständlichkeit einer fehlenden Kausalität und die Alltäglichkeit von Wundern nur ein zur Zeit nicht vorstellbarer Wandel zurückbringen, nicht eine Rückkehr zu vergangenen Denkweisen.

Der Glaube an den Inhalt und die Botschaft der neutestamentlichen Wunderberichte ist aber etwas anderes als ein Glaube an diese Wunder selbst oder an Wunder überhaupt. Zu dieser Differenzierung, für die zur Zeit des Neuen Testaments keine Notwendigkeit bzw. keine Möglichkeit bestand, sind wir gezwungen; denn sie ermöglicht allererst ein angemessenes gegenwärtiges Verständnis der neutestamentlichen Wundererzählungen.

Die Frage nach der *Wahrheit* der neutestamentlichen Wunderüberlieferung ist also nicht identisch mit der Frage nach dem, was damals wirklich passiert sei, sondern ist die Frage nach dem, was heute durch diese Geschichten passiert. Die neutestamentlichen Wunder sind nicht schon wahr, wenn das, was sie erzählen, einst so geschah, sondern nur dann, wenn das, was sie verkündigen, heute geschieht. Darum werden sie auch nicht unwahr für den, der eine Durchbrechung von Naturgesetzlichkeiten verneint, sondern erst für den, der die *Botschaft* der Wundergeschichten ablehnt. Die Frage nach dem, was wirklich passiert sei, läßt sich ohnedies nicht definitiv beantworten, weil ein Interesse an dieser Frage die Erzählung und Überlieferung der neutestamentlichen Wunderberichte überhaupt nicht bestimmt hat. Und mit der begründeten Annahme, daß Jesus durch seine Worte nicht nur, sondern auch durch seine *Taten* auffiel, ist über die Faktizität der von ihm berichteten Wunder noch gar nichts gesagt. Die Wundergeschichten waren *Predigt*, als lebendige Predigt wurden sie überliefert, und sie predigen den *gegenwärtigen* Herrn.

So wollen sie auch von uns gehört werden, und wie die ersten Hörer dieser Geschichten vor der Frage standen, ob sie sich selbst aus dieser Predigt verstehen wollten oder nicht, so stehen auch wir vor dieser Frage. Die Frage nach der Wahrheit der Wundergeschichten wird so zu einer Frage nach uns selbst, das heißt zu einer Frage nach der Wahrheit unseres eigenen Lebens. Ob die christliche Botschaft wahr sei oder nicht, entscheidet sich für uns daran, ob wir sie annehmen oder ablehnen; so und nicht anders

will auch über die Wahrheit der Wunderberichte des Neuen Testaments entschieden werden, die nichts anderes sind als eine besondere geschichtliche Form dieser Botschaft des Evangeliums.

Daß solches glaubende Verständnis der Wundererzählungen durch das wissenschaftliche Denken der Neuzeit, das einen unreflektierten Umgang mit den Wundergeschichten unmöglich macht, erheblich erschwert wird, bedarf freilich keiner Frage, doch sind es andererseits gerade die hermeneutischen Einsichten der historischen Wissenschaften, die ein solches Verständnis über den Graben von zwei Jahrtausenden hinweg ermöglichen.

Damit aber sind wir bei unserem letzten Problem.

### *Wundergeschichten heute*

Sollten wir nicht angesichts der großen Schwierigkeiten, die es heute bereitet, die Wundergeschichten zu verstehen, auf die Benutzung und Auslegung der Wundergeschichten überhaupt verzichten?

Diese Möglichkeit sollte ernsthaft erwogen werden.

Wir sahen ja: In der Urchristenheit gab es Traditionskreise, in denen das Evangelium unter bewußtem oder doch wenigstens faktischem Verzicht auf Wunderberichte verkündigt wurde — um der Klarheit des Evangeliums willen. Warum sollten wir uns diesen Verzicht nicht ebensowohl wie der Apostel Paulus leisten können oder vielleicht leisten müssen? Zwar hängen die neutestamentlichen Wundergeschichten am Evangelium, nicht aber hängt das Evangelium des Neuen Testaments an den Wundergeschichten!

Schon Luther hat, wenn auch unter anderen Voraussetzungen, den Leser seines deutschen Neuen Testaments in dieser Richtung instruiert und ihm nahegelegt, den Wundergeschichten nicht zu viel Aufmerksamkeit zu schenken. Er schreibt in den Vorreden zu seinem Neuen Testament:

Es ist Johannis Evangelion und Sanct Paulus Episteln, sonderlich die zu den Römern, und Sanct Peters erste Kapitel der rechte Kern und Mark unter allen Büchern, welche auch billig die ersten sein sollten und einem jeglichen Christen zu raten wäre, daß er dieselben am ersten und allermeisten lese . . . Denn in diesen findest du nicht viel Werk und Wundertaten Christi beschrieben, du findest aber gar meisterlich ausgestrichen, wie der Glaube an Christum Sünde und Tod und Hölle überwindet und das Leben, Gerechtigkeit und Seligkeit gibt . . . das sind die Bücher, die dir Christum zeigen und alles lehren, das dir zu wissen not

und selig ist, ob du schon kein ander Buch noch Lehre nimmer sehest noch hörest.

Sollte, was Luthers Gemeinden recht war, uns nicht erst recht billig sein?

Wer deshalb meint, es sei am besten, auf die neutestamentlichen Wundererzählungen zu verzichten, sollte es tun. Er fällt eine verantwortbare Entscheidung.

Indessen wären damit natürlich nicht die Wundergeschichten aus der Welt geschafft. Selbst wenn man sie nicht predigte oder unterrichtete, würden sie aus wissenschaftlichen Gründen interpretiert werden.

Und wird es möglich sein, sie aus dem christlichen Bewußtsein auszulöschen? Man kann doch schlecht die Bibel um die Wundergeschichten kürzen. Und selbst wenn man Luthers Vorschlag folgt und den biblischen Kanon mehr oder weniger reduziert — im Johannesevangelium blieben die Wundergeschichten auch dann stehen. Außerdem wäre solche Reduktion in unserer kirchlichen Situation zweifellos undurchführbar. Über einen neuen Kanon wird sich in der Christenheit aus guten Gründen keine Einigung erzielen lassen.

Außerdem vermögen Kinder einer bestimmten Entwicklungsstufe auch heute noch die Wundergeschichten unmittelbar zu verstehen, da für sie existentielle Wahrheit und geschichtliche Wirklichkeit noch nicht auseinander fallen. Ein Ausleger der Wundergeschichten schreibt: »Für Schüler der Grundschulstufe (jedenfalls solchen im ersten bis dritten Schuljahr) sind an sich nach den psychologischen und religionspsychologischen Einsichten die neutestamentlichen Wundergeschichten zugänglich. Von der Entwicklungspsychologie her geurteilt haben Schüler dieser Altersstufe mit ihrem Vermögen zu ganzheitlichem Erleben und Denken sozusagen ein Organ für diese Erzählungen mit ihrer Hintergründigkeit und ihrem mehrschichtigen Wirklichkeitsbezug« (K. Gutbrod, Die Wundergeschichten des NTs, 1967, S. 64).

So bleibt der christlichen Gemeinde die Aufgabe gestellt, die Wundergeschichten zu hören und zu verstehen und nach den besten Wegen zu suchen, sie einander verständlich zu machen, auch wenn die Erwachsenen den Zugang zu den Wundergeschichten nur mit mühevoller Reflexion gewinnen können.

Daß solche Mühe sich lohnt, wird hoffentlich die nun folgende Auslegung zeigen.

Walter Schmithals

# Wunder und Glaube

Eine Auslegung von Markus 4,35 - 6,6a

Neukirchener Verlag

Biblische Studien, Heft 59

Herausgegeben von Helmut Gollwitzer,  
Ferdinand Hahn und Hans-Joachim Kraus

© 1970 Neukirchener Verlag des Erziehungsvereins GmbH  
Neukirchen-Vluyn

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotografischen  
und akustomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung vorbehalten  
Umschlaggestaltung: Kurt Wolff, Kaiserswerth

Gesamtherstellung: Breklumer Druckerei Manfred Siegel

Printed in Germany – ISBN 3 887 0011 4